

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 41 (1966)

Heft: 1

Rubrik: Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vom wohnen und leben

in der

genossenschaft

Barbara

Mama, über die reden wir dann daheim!

Peterli sitzt mit seiner Mutter im Tram. Ihnen gegenüber hat eine grüsli angestrichene Frau Platz genommen. Das Büebli betrachtet sie interessiert und sagt zur Mutter, eingedenk der Ermahnungen, die ihm noch und noch zuteil wurden, es solle nicht laut denken, sondern ihr seine Beobachtungen nachher unter vier Ohren übermitteln, mit schriller Kinderstimme: «Mama, über die reden wir dann daheim!» Tiefe Verlegenheit bei der Mutter, die nicht mehr weiß, wohin sie ihre Blicke richten soll und gottenfroh ist, mit ihrem Sprößling bald aussteigen zu können. Auf der Straße schilt sie den Buben, seine Bemerkung sei für sie sehr peinlich gewesen und so etwas sage man nicht vor andern Leuten. Peterli ist verwirrt. Er hat sich doch strikt an das mütterliche Gebot gehalten, und schon wieder ist er ins Fettnäpfchen getreten. Am Abend erzählt sie es ihrem Manne, der die Komik der Situation erfaßt und schallend lacht. Später erscheint die kleine Episode im Blettli in der Rubrik: Kindermund, und wir schmunzeln bei der Lektüre und finden sie lustig.

Vielleicht Leser und Leserinnen, würden Sie es auch goutieren, wenn Ihr Ehepartner, Ihr Vater, Ihre Schwester oder Ihre erwachsene Tochter sich bei einem geselligen Anlaß über einen Anwesenden in dem Sinne äußerte? Kaum. Eine solche Andeutung ist unter gesitteten Erwachsenen schlankweg unmöglich, und deshalb erheitert sie uns bei einem Kinde, das noch nicht von Europens übertünchter Höflichkeit beleckt ist. Ihm verzeiht man, obwohl im Moment auch peinlich berührt vom darin enthaltenen Korn an Wahrheit, was man uns nicht verzeihen würde. Das Komisch-Penible ist ja gerade dieses Korn, aber bei unsreiner geht in der Regel das komische Moment unter und bleibt nur das Penible zurück. In der direkt-anzuglichen Form dürfen wir uns keine Kritik erlauben, ansonst wir gewärtigen müssen, mit Recht einerseits als ungezogen und taktlos beurteilt und anderseits als Elefant im Porzellanladen belächelt zu werden. Bisweilen begegnet man Erwachsenen, die längst den Kinderschuhen entwachsen sind und die immer noch wie Peterli laut denken und auf der Straße ungeniert die Schönheit respektive «Wüste» von vorübergehenden Frauen, die Form ihrer Beine, ihre Kleidung und ihr Make-up glossieren, so daß man vor Scham errötet und am liebsten in ein Mauseloch schlüpfen möchte, um nicht mehr in dem Ding zu sein. Männer und Frauen tun das gelegentlich, und zwar nicht schwachsinnige, sondern Menschen mit einer rechten Kinderstube und Schulbildung. Sie sind sogar noch nicht so weit wie Peterli, der sich insofern den Spielregeln der Gesellschaft angepaßt hatte, als er wenigstens willens war, seinen Kommentar erst im trauten Heime abzugeben. Er wird es hoffentlich nach dem im Tram erzielten Mißerfolg lernen, sich auch den Hinweis auf seine spätere Expertise daheim zu verklemmen; denn es gehört zum primitivsten Anstand, Anwesende nicht zu kritisieren. Sie haben es seltsamerweise höchst ungern und werden muff.

Ich möchte an einem Beispiel darlegen, wie bemühd unüberlegte Kritik sein kann. Nach einer Veranstaltung lösten sich die Teilnehmerinnen auf dem Heimweg in kleine Gruppen auf. Plötzlich machte sich eine Bekannte neben mir mit Lautstärke über die dünnen Beine einer Frau vor uns lustig, die tatsächlich fast nur aus Haut und Knochen bestanden. Es war mir furchtbar peinlich, und ich hoffte insbrünstig, die Arme sei im Gespräch absorbiert und habe die abschätzige Bemerkung nicht gehört. Das Gemäkel an unablässlichen äußerlichen Eigenschaften vertrage ich überhaupt schlecht, besonders wenn das anvisierte Opfer sich unauffällig benimmt und niemandem auf den Zehen herumtanzt, was in dem Falle zutraf. Sie war eine stille Frau, die offensichtlich an einer schweren Krankheit litt. Die Eingeweihten wußten, daß sie es in der Ehe schlecht getroffen hatte, und empfanden Mitleid mit ihr. Sie starb übrigens bald nach dem Intermezzo. Die taktlose Kritikasterin verkehrt in den besten Kreisen, wo gute Umgangsformen das A und O sind. Man kann sie nicht damit entschuldigen, sie hätte es nicht besser verstanden. Es würde mir nicht schwerfallen, ähnliche Beispiele aufzuzählen, aber das eine genügt. Es enthält die typischen Merkmale der Taktlosigkeit: die spontan ausbrechende Spott- und Kritiklust, die an einem körperlichen oder geistigen Defekt, allgemein ausgedrückt an etwas, das von der Norm abweicht, aufzündelt, die unbedachte Aggressivität, dem andern eines auszuwischen, dies alles einer momentanen Laune entspringend und manchmal ohne eigentliche Absicht, ihm zu kränken. Aber verletzt fühlt er sich natürlich trotzdem, selbst wenn er realisiert, daß die bewußt-kränkende Intention fehlt und daß es sich mehr um ein gedankenloses Gelafer handelt. Es ist mir aufgefallen, was für ein grandioses Talent gewisse Leute haben, ab und zu in einer gegebenen Situation das Allerunpassendste, Ungeschickteste zu sagen, Menschen, von denen man das niemals erwartet hätte. Die Folge: Betretenes Schweigen unter den Anwesenden. Ein Engel fliegt durchs Zimmer! Das Objekt der Taktlosigkeit ringt um seine Fassung, wischt sich heimlich eine Träne weg, oder aber es nimmt sich eisern zusammen und schaut geistesabwesend und unbeteiligt drein. Die zweite Lösung wäre vorzuziehen, da eleganter. Gewandte und überlegene Gastgeber schneiden rasch ein neues Gesprächsthema an, um abzulenken. Mit der gleichen Münze zurückzuzahlen, ist in der Gesellschaft unerwünscht. Man kommt nicht zusammen, um ein Gezänke mitzuerleben. Hingegen wird man eine schlagfertige, witzige Replik, einen zielsicheren, feinen Degenhieb schätzen. Nur: Woher die Geistesgegenwart nehmen? Hintendrein wüßte man füra, was man hätte antworten sollen. Dann ist es zu spät.

Meistens lohnt es sich nicht, zurückzuhauen, weil die Taktlosen es gar nicht merken, was sie angerichtet haben, und man nur noch mehr Aufsehen erregt. Die übrigen Anwesenden, die nicht persönlich betroffen wurden, sind je nach ihrer Einstellung zum Opfer entweder solidarisch mit ihm und lehnen den Elefanten im Porzellanladen ab, oder sie haben wenig für dasselbe übrig und lachen sich heimlich ins Fäustchen, daß

es eines abbekommen hat, welch letztere Gewißheit seinen Ärger verstärkt. Item, der Indianer am Marterpfahl, der gelassen die ihm zugefügten Leiden erträgt, ist auf derartigen Höhepunkten des Daseins ein ausgezeichnetes Vorbild.

Auf Abhandlungen und Erklärungen des Phänomens der Taktlosigkeit bin ich noch nie gestoßen. Es wäre interessant, es genau zu analysieren. Der Begriff wird oft verwendet, und man weiß schon, was man darunter zu verstehen hat, eben den Mangel an Feingefühl, an Einfühlungsvermögen, an bewußtem Willen, Rücksicht zu nehmen auf die Gefühle der andern, sie zu schonen und nicht unnütz zu verletzen, auch an Aufmerksamkeit, die Reaktionen auf den Gesichtern, das betretene Schweigen richtig zu deuten und auf den begangenen Lapsus zu beziehen. Wie gelingt man dazu, taktvoll zu sein und woher röhrt es, daß Menschen hie und da mit guten Voraussetzungen grauenhaft taktlos sind? Allein an der häuslichen Erziehung und an der Schulbildung kann es nach meiner Erfahrung nicht liegen; denn ich kenne solche, die in mißlichen Verhältnissen aufgewachsen sind und in der Schule Nieten waren, denen nie ein Fauxpas passiert. Sie praktizieren

eine Höflichkeit des Herzens, haben ein Fingerspitzengefühl dafür, was sich gehört und was nicht, das sie sich keinesfalls zu Hause erworben haben, wo man sie vor allem zur Arbeit anhielt und wo ein wenig gepflegter Umgangston herrschte. Andere bleiben grobschlächtig und tappen fleißig daneben. Ihnen verübt man es weniger. Wieder andere werden ebenfalls wie die Eltern takt- und rücksichtsvoll, was uns nicht verwundert, und bei einer weiteren Kategorie battet weder Erziehung noch Bildung noch die Auseinandersetzung mit dem Leben. Das heißt, sie lernen schon ihre Zunge zu zügeln, nachdem sie erfahren mußten, daß diejenigen, die Macht über sie hatten, ihnen ihre Taktlosigkeit mit Zins und Zinseszins zurückzahlten. Jedoch erfolgt die Anpassung nur im beschränkten Rahmen ihrer handfesten Interessen. In ihrem seelischen Gefüge fehlt eine Bremse, und es mangelt ihnen die Einsicht, daß sie sich bemühen sollten, sich zu korrigieren. Vielfach sind es etwas aggressive Impulstypen, die reden, ohne zu denken. Hat man das endlich begriffen, wird man sich mit Vorteil an die Sentenz erinnern: «Der Hund bellt. Die Karawane zieht vorüber!»

Unerwünschte Kinder

Lieber Leser! Der unter obigem Titel erschienene Beitrag von -ar, der in unserer Ausgabe Nr. 11/1965 veröffentlicht wurde, hat allerhand Staub aufgewirbelt. Wir erhielten eine Reihe von Zuschriften, von denen wir nachstehend zwei veröffentlichen. Immerhin möchten wir die Diskussion nicht beenden, ohne dem Autor -ar des angegriffenen Artikels Gelegenheit gegeben zu haben, seinerseits nochmals auf seinen Novemberbeitrag zurückzukommen und einige Präzisierungen anzubringen. Sie finden seine Duplik an abschließender Stelle.

«Gut erzogene Menschen haben mehr Erfolg ...»

Dieser Artikel von -ar ist denjenigen Eltern so recht aus dem Herzen geschrieben, die aus Bequemlichkeit gerne sagen: «Man muß doch die Kinder etwas machen lassen.» Sie dürfen auf Zierbäume klettern, in Blumenbeete treten, auf dem Rasen «tschutten», Hauswände verschmieren und lärmten, daß es nur so von den Mauern widerhallt. Warum nicht? Man muß die Kinder doch etwas machen lassen!

Unser Lebensraum wird ja bekanntlich immer enger, und es gibt heute übergewöhnlich Menschen, die sich mit Fäusten und Ellbogen ihren Weg erzwingen, ohne Rücksicht darauf, ob ein alter oder kranker oder schwacher Mitmensch dabei gestoßen und getreten wird. Und warum ist es so? Weil alle diese Egoisten nie gelernt haben, Rücksicht auf ihre Mitmenschen zu nehmen.

Es ist klar, daß gesunde Kinder Lärm machen und sich gelegentlich austoben müssen. Wenn dies in normalem Rahmen und zu normalen Zeiten geschieht, wird sich kein Kinderfreund (nur solche sollten in Siedlungen wohnen) daran stören. Es ist aber nicht notwendig, daß sie stundenlang in der Wohnung oder gar im Treppenhaus herumtollen sollen, es könnte ja sein, daß im Hause ein anderes Kind schläft oder krank ist oder daß eine übermüdete Mutter sich nach etwas Ruhe sehnt oder ein streng arbeitender Vater sein verdientes Mittagsschlafchen macht. Ich glaube kaum, daß Kinder, die auf solche Rücksichtnahme aufmerksam gemacht werden, zu «Leisetretern» werden und den Kampf mit dem Leben nicht bestehen können. Im Gegenteil, gut erzogene Menschen haben immer noch mehr Erfolg im Leben als die andern, die dauernd «ihr gutes Recht» durchsetzen müssen.

Die modernen Siedlungen bieten genügend Gelegenheit auf den nahen Spielplätzen, wo sich die Kleinen unbeschwert tummeln dürfen. Sie sollten aber frühzeitig schon wissen, daß sie sich nicht hemmungslos benehmen dürfen, sonst wird es ihnen das Leben einst auf bittere Art beibringen. KB., SG

«Eltern werden ist nicht schwer ...»

Zum Thema «Kinder» äußert sich -ar im «Wohnen», Nr. 11, in einer Art und Weise, die nicht unwidersprochen bleiben darf. Es handelt sich speziell um den Kinderlärm. -ar hat eine ganz einseitige Auffassung über das Zusammenleben in Frieden und Eintracht und sieht alles nur vom eigenen beschränkten Gesichtsfeld. Der Beweis dafür sind dessen Darlegungen, welche von wenig genossenschaftlichem Geist zeugen.

Die Frage des Kindersegens erfaßt immer weitere Kreise und findet seinen Ausdruck im Bemühen einsichtiger Menschen um dessen Dämpfung. Kinder haben ist eben nicht nur eitel Freude, sondern bringt auch unausweichliche Pflichten im Zusammenleben mit andern Menschen. Auf alle Fälle ist es ungehörig, wenn -ar verantwortungsbewußte Mieter mit weniger als drei Kindern, die ihre Erziehungsaufgabe aber ernst nehmen, in ungehörlicher Weise glaubt abkanzeln zu dürfen mit der Bemerkung: «Solche Mieter – das sei ein für allemal festgehalten – gehören nicht in eine Genossenschaftssiedlung und haben das Recht auf eine Genossenschaftswohnung verwirkt.»

Es ist ein Glück, daß diese Auffassung in den verantwortlichen Gremien der Wohngenossenschaften nicht wegweisend ist.

Was heißt «normaler Kinderlärm»? Das ist eine Ermessensfrage und deshalb schwerlich allgemeingültig auszudrücken. Im Jahre 1955 erschienen im «Wohnen», Nrn. 1 und 2, «Betrachtungen für Mieter von Genossenschaftswohnungen», welche nachher auf vielseitigen Wunsch im Separatdruck allen Interessenten zugestellt wurden. Wäre es nicht möglich, -ar ein solches Heftchen zuzustellen für eine Gewissenserforschung? Es scheint nötig zu sein, nach zehn Jahren wieder einmal auf diese beherzigenswerte Publikation «Von den Kleinigkeiten des sozialen Lebens» zurückzukommen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn derart harte Worte, wie sie -ar drucken ließ, unterbleiben würden.

Aus dem bereits genannten Heftchen von Paul Steinmann, welcher Jahrzehntelang ausgezeichnet als Geschäftsleiter der ABZ amtete und aus einer reichen Erfahrung schöpfte, seien ein paar Hinweise zitiert:

«Gesunde Kinder sind meist auch quicklebendiges Volk, doch darf dies nicht so verstanden werden, daß die Kinder auch maßlos lärmig sein müssen. Erziehung von Kindern ist eben ein stetes Bemühen der Eltern um die sich ändernden Aufgaben. Es ist eine alte Erfahrung: Kinder, die zu Hause in der eigenen Wohnung die äußerste Ungebundenheit genießen, sind in anderer Umgebung (Schule, Spielplatz usw.) nicht

selten Spielverderber und Störefriede. Der Sinn für Gemeinsamkeit und Gemeinschaft fehlt ihnen, und das kann ihnen zur schweren Belastung im späteren Leben werden.» Noch manches trafe Wort wäre zu erwähnen, doch sollen die wenigen Sätze genügen und dazu einladen, sich das genannte Schriftchen wieder einmal zu Gemüte zu führen.

Die Lärmbekämpfung beginnt mit der Kindererziehung. Dadurch leistet man den Heranwachsenden, den Mitmenschen und nicht zuletzt sich selbst und seinen Nerven einen Dienst. Damit ist nichts gesagt gegen den natürlichen Bewegungstrieb der Kinder am richtigen Ort oder gar dem Muckertum das Wort geredet. Es gilt das leicht angepaßte Sprichwort:

«Eltern werden ist nicht schwer,
Eltern sein dagegen sehr.»

E. P., ZH

«Kein Unfrieden wegen Kinderlärm!»

Obenstehende Erwiderungen auf meinen Artikel «Unerwünschte Kinder» bedürfen in einigen Punkten der Ergänzung und Berichtigung.

Ich bin E. P. dankbar für den Hinweis auf den Artikel «Be trachtungen für Mieter von Genossenschaftswohnungen», der vor zehn Jahren im «Wohnen» erschienen ist und aus der Feder von alt Nationalrat Paul Steinmann, dem ehemaligen Präsidenten des Schweizerischen Verbandes für Wohnungswesen, stammt.

Im weiteren kann ich mit einer gewissen Befriedigung feststellen, daß E. P. mit mir der gleichen Meinung ist, «daß bei drei Kleinkindern in einem Haushalt die Lautstärke naturgemäß etwas größer ist, als wenn nur eines oder gar keine vorhanden sind.» Es ist dies eine unwiderlegbare Tatsache, auf die jeder normale Mensch Rücksicht zu nehmen hat. Im weiteren möchte ich festhalten, daß ich mit meinen Ausführungen über «Unerwünschte Kinder» diejenigen Eltern schützen wollte, die zusätzlich zu ihrer verantwortungsvollen Erzieherpflicht oftmals unter egoistischen, nur auf sich gerichteten Mitbewohnern zu leiden haben. Flegelhaftes Kinderbenehmen ist stets zu verurteilen, obwohl wir Erwachsenen auch hier gewisse Umstände prüfen sollten, bevor wir ein hartes Urteil fällen. Ein Pfarrer sagte letztthin im Gremium eines genossenschaftlichen Vorstandes: «Es ist geradezu erschreckend, wie viele Schlüsselkinder es heute gibt!» Darf ich annehmen, daß E. P. das Problem der Schlüsselkinder kennt? Schlüsselkinder sind solche Schulkinder, deren Eltern tagsüber arbeiten müssen und erst spät abends nach Hause kommen. Damit die Kinder nach der Schule nach Hause können, um ihre Aufgaben zu erledigen, tragen sie an einer Schnur den Wohnungsschlüssel um den Hals. Da diese Kinder meistens ohne Aufsicht sind, geht es nicht immer geordnet zu und her. Ist es dann richtig, daß, wenn abends

die vielgeplagte Mutter nach Hause kommt, sie von den Mitbewohnern Reklamationen über ihre unartigen Kinder entgegennehmen muß, auf daß das «leicht angepaßte Sprichwort: Eltern werden ist nicht schwer, Eltern sein dagegen sehr» in Erfüllung gehe?

Können denn die Kinder etwas dafür, daß ihre Mutter auch arbeiten muß, weil die Eltern – um von einem konkreten Fall zu sprechen – ihre frühere Wohnung wegen Abbruchs des Althauses verlassen mußten und heute für ihre Dreieinhalfzimmerwohnung über 500 Franken Mietzins monatlich bezahlen müssen? Um einen solchen Mietzins aufzubringen, sollte ein monatliches Einkommen von über 2000 Franken vorhanden sein. Volkswirtschafter stellen ja eindeutig fest, daß vom Einkommen nicht mehr als 20 Prozent, im äußersten Fall 25 Prozent für den Hauszins aufgebracht werden sollten. Was bleibt da anderes übrig, als daß heute in vielen Fällen die Frau mitverdienen muß!

Mein Kampf geht gegen jene Hausbewohner, die immer nur ihre eigene Ruhe haben wollen. Es geht nicht an, daß Rücksichtnahme nur einseitig von kinderreichen Familien verlangt wird.

Wie eng und unnachsichtig hörte sich jener Ausspruch an, als ein Kind einige Stufen der Haustreppe hinunterfiel. Das Kind weinte. Eine alleinstehende Frau – Mieterin einer Dreizimmerwohnung – machte ein arges Geschimpfe. In aller Ruhe wurde ihr mitgeteilt, daß dies jedem Kind einmal passieren könne. Worauf sie in barschem Ton erwiderte: «Das Leben eines Kindes hat sich nicht im Treppenhaus abzuspielen», und schon war sie, unter heftigem Zuschlagen ihrer Korridortüre, verschwunden.

Eine Frage an meine Kritiker: Gehören solche Mieter in eine Wohngenossenschaft? Sind es denn nicht die Wohngenossenschaften, die kinderreichen Familien Unterschlupf gewähren, während viele private Hausbesitzer oft die kalte Schulter zeigen?

Sehr bedenklich stimmte mich die Klage einer erzieherisch tüchtigen Mutter mehrerer Kinder, sie sei gesundheitlich ganz mitgenommen vom ewigen Klopfen – auch tagsüber – des über ihr wohnenden Mieters. Sie habe bereits aus Rücksichtnahme ihr Klavier verkauft, könne aber doch ihren Kindern nicht noch Leukoplast über ihre Mäulchen kleben.

Solche Beispiele «unvernünftiger Mieter» ließen sich beliebig vermehren.

Die vorstehenden Erwiderungen entsprechen nicht genau dem, was ich beabsichtigt habe. Ich will es deshalb deutlicher formulieren: Wenn «überempfindliche» Mitbewohner glauben, bei jeder Gelegenheit wegen Kinderlärms *Unfrieden* stiften zu müssen, dann sollen sie sich um eine andere Wohnung bemühen, wo sie in aller Abgesondertheit ihre ruhigen Tage verbringen können.

-ar

Sind Großmütter ein Problem?

Schwierige Großmütter gibt es kaum – und trotzdem kann ihr Zusammenleben mit Kindern und Enkeln Probleme auftreten. Probleme, die zwar nicht unlösbar sind – die jedoch mancherlei schwierige Situationen in sich bergen können. Dabei gibt es hundert und eine Aufgabe, für die man sie nur allzugern hätte. Und oft genügte ganz einfach ihre Anwesenheit, um Probleme zu lösen: wenn man abends ausgehen will etwa und die schlafenden Kinder nicht allein in der Wohnung lassen möchte, wenn man nicht zu allen Einkäufen den Kinderwagen mit sich herumschleppen mag, wenn man zum Zahnarzt muß und ein Baby inzwischen die Flasche bekommen soll – kurz, man braucht die Oma als Hüterin der Enkel, damit man nicht selber unmäßig ans Haus gefesselt ist.

Berufstätige Ehefrauen können oft ihrer Arbeit nur deshalb nachgehen, weil eine der Großmütter ihnen den Haushalt

abnimmt. Allerdings wachsen die Kinder dann mehr als Enkel denn als Söhne und Töchter auf, was Nachteile haben kann, doch nicht haben muß; denn viele Großmütter, denen die Kleinen ständig anvertraut sind, bleiben jung mit ihnen und sind energetischer in der Erziehung, als die Besuchomas das sein wollen und können. Trotzdem müßte jede Mutter es sich doppelt und dreifach überlegen, ob sie das echte Zusammenleben mit den Kleinkindern wirklich verschenken sollte.

Auch der Großmutter geht etwas verloren, wenn sie den Enkeln Mutterersatz sein muß. Denn es ist doch Vorrecht aller Omas, eigentlich die Enkel ohne pädagogische Rücksichten zu verwöhnen. Manchmal stöhnen die Eltern darüber. Sie haben ihre eigenen Großmütter vergessen, und sie vergessen auch, daran zu denken, daß auch sie mal Großeltern sein werden mit allen Verwöhnungsrechten!

Eine meiner beiden Großmütter hieß nur die «Reiseoma». Sie hatte nach dem Tod des Großvaters das eigene Heim auf-

gegeben und war begehrter Besuch bei ihren zahlreichen Kindern und Schwiegerkindern. Keiner ließ sie gern weiterziehen! Allerdings war sie auch ein Phänomen! Vor allem, weil sie sich jedem Haushaltstil sofort einfügte. Das ging so weit, daß sie heute noch in Wien zur Tochter sagte: «Gib mir mal die Stürze!» und morgen in Berlin die Schwieger-tochter nach dem Topfdeckel fragte. Überall wurde ihr gleich der Kochlöffel als Zepter übereignet, denn sie war eine exquisite Köchin. Böhmisches Küch! Mit Buchteln und Knödeln und Apfelstrudeln und einem böhmischen Rindfleisch – nie aß ich Besseres! Von ihrem Schweinebraten mit Krüstchen ganz zu schweigen! Im übrigen spielte sie leidenschaftlich gern Karten und rauchte mit Genuß ihr Nachtischzigarettchen. Sie ist 96 Jahre alt geworden.

Großmutter, die so aufgehen im Leben der Kinder, gibt es selten. Man kann es auch nicht erwarten. Jedoch die Einstellung vieler Großmütter, im Haushalt der Kinder zu deren Bestem reformierend wirken zu wollen, macht das «Leben mit der Großmutter» oft nicht einfach. Das fängt an mit: «Ich will dir ja nicht dreinreden, aber...» und endet oft damit, daß sie der Tochter die Schränke umräumt! «Liebe Mutter», heißt es dann, «wenn ich das nun bei dir machen würde?» Und als Antwort bekommt die Tochter zu hören, das sei etwas ganz anderes, denn bei ihr sei ja alles besser aufgeräumt, sinnvoller, am richtigen Platz. «Kind, ich will dir ja nur Arbeit ersparen helfen.» – Es ist halt schwer, die eigene Persönlichkeit hintanzusetzen und die Hilfe mit der nötigen Toleranz zu üben. Dazu gehört vor allem, daß die Großmutter nicht etwa lernt, jede Kritik zu unterdrücken, sondern daß sie sich darauf einstellt, von vornherein möglichst alles gut zu finden, und daß sie die Fehler (vor allem der Schwiegerkinder) zumindest als liebenswert einstufen kann!

Sicher gehört anderseits hierzu auch ein Maß an Takt und Wohlerzogenheit, das viele Ehepaare den Großmüttern gegenüber vermissen lassen. Auch Liebe ist nichts Selbstverständliches, sondern sollte sich bei vielen kleinen Gelegenheiten äußern. Man kann dafür sorgen, daß Großmutter den Südwein, den sie schätzt, serviert bekommt, man kann mit ihr in den Film gehen, den man selber langweilig findet, aber von dem man weiß, ihr wird er gefallen, und man kann den Mund halten, wenn man Schwager Joachim gräßlich findet, denn ihr tut es weh, wenn man über eins ihrer Kinder oder Schwiegerkinder häßlich spricht.

Die Großmutter, die im Haushalt der Kinder lebt, muß ja ihrerseits viel größere Opfer bringen. Vor allem muß sie wissen, daß nicht mehr sie Mittelpunkt des Hausstandes ist und daß jedes Ehepaar auch mal einen Abend allein verbringen will und daß vor allem nicht alle Gäste des Hauses ihre Anwesenheit in der gemütlichen Runde begrüßen. – Als Gegengewicht ist nötig, die Oma nicht von allem Draußen zu isolieren. Sie sollte gleichaltrige Freunde und Bekannte haben, zu denen sie zuweilen abends ausweichen kann und die auch zu ihr allein zu Gast kommen.

Deshalb braucht die Großmutter ein gemütliches Wohnschlafzimmer, das nicht zu klein sein darf, denn sie muß dort ihre Gäste empfangen können. Sie führt dort ihr eigenes Leben mit dem von ihr bevorzugten Radioprogramm. Und sie lebt in ihren eigenen Möbeln, auch wenn diese zum übrigen Wohnstil der Familie so gar nicht zu passen scheinen.

Niemals aber darf die Großmutter in ihrem Zimmer wie in der Verbannung hausen. Das gibt es, so unglaublich es klingen mag. Und natürlich sind beide Seiten daran schuld. Da

hat man vielleicht der Großmutter erklärt, sie dürfe nicht mehr Geschirr spülen, weil sie so schlecht sieht, daß die Teller nicht richtig sauber würden oder weil zuviel kaputtgehe! Als ob das Geschirr so viel wichtiger wäre als der Mensch, die Mutter! Man fragt sich, wozu eigentlich die Geschichte der Brüder Grimm vom Großvater hinterm Ofen in allen Lesebüchern steht.

Böse Omas gibt es kaum, und wenn sie schwierig sind, hat man sie oft dazu gemacht. Wie wird man wohl selber sein, wenn man alt ist? Man wird nützlich sein wollen, man wird teilhaben wollen am Leben der anderen, man wird nur dann glücklich sein können, wenn man eingebettet ist in die berühmte Nestwärme, die nicht nur für Kinder lebensnotwendig ist.

Alte, alleinstehende Frauen ohne Kinder, ohne Enkel, fühlen sich meist so einsam und verloren, daß ihnen ihr Leben kaum noch lebenswert scheint. Familien ohne Großmutter aber, vor allem Kinder ohne Großmutter, versäumen etwas, was zum Dasein gehört.

es

Nach einem Artikel «Ist Oma fürs Grobe?» in der Zeitschrift «Gut Wohnen».

Stellenausschreibung

Gemeinnützige Baugenossenschaft mit 443 Wohnungen in Zürich sucht zufolge Pensionierung des bisherigen Inhabers wenn möglich auf das Frühjahr 1966 einen vollamtlichen

Verwalter

Geboten werden weitgehende Selbständigkeit mit entsprechender Verantwortung, gutes Arbeitsklima, 5-Tage-Woche, Pensionskasse, Wohnung in der Genossenschaft und ein den Anforderungen und Leistungen entsprechendes gehobenes Gehalt.

Bewerbungen sind unter Beilage einer Photo sowie mit Angaben über die bisherige Tätigkeit und von Referenzen an den **Vorstand der Baugenossenschaft Im Gut**, Gutstr. 128, 8055 Zürich, zu richten.

